

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 9

Artikel: Die Lauwiser und ihr See : Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836
[Fortsetzung folgt]
Autor: Küchler-Ming, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664809>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Buben lachen. Aber der Nachtwächter lacht nicht. Ihm ist's heilig ernst. Seine langen Blicke bohren unter den Augenbüscheln hervor, zu dem minderjährigen Unverstand hinüber. Dann setzt er sich aufs Bänklein neben der Stalltüre, tut einen tiefen Zug aus der Pfeife und erzählt den Buben des langen und breiten von seinem ersten und einzigen Erlebnis beim Nachtbubenlaufen. Das sollte eigentlich jeder Lauwiserbub wissen. Nein, nicht nur wissen, erleben sollten sie es, wie er es erlebt hat, als er, verfolgt vom Geist eines beim Nachtschwärmen vorzeitig ums Leben gekommenen, beim einzigen Haar selber hätte aufgeistert müssen. Ja, ja, wenn noch der eint oder ander Lauwiserbub so was durchmachen müßt, dann nähm die Nachtbuberei bald ein End.

Der Hansli folgt der graufigen Geistergeschichte mit Bittern und Bangen. Der Balz aber hört eher belustigt zu. Er stochert am Schluß ruhig in seinem Pfeifenkopf herum und sagt dann trocken: „So einer armen Seel möcht ich auch einmal begegnen. Das wär doch noch was Seltenes.“

Der Nachtwächter fährt auf, als hätte man ihm eins auf die Nase versetzt. „Du gottserbärmlicher, unverbändelter Leichtsinn!“ knurrt er und trampft zur Stalltüre hinaus.

Der Hansli starrt den Balz mit erschrockenen Augen an und sagt dann: „Nimm dich in acht! Du! Mit den armen Seelen soll einer nid Guggelfuhr treiben!“ Dann packt er seine Siebensachen ins Körbchen und stellt es in die Krippe. „Sieh da, Balzi! Wenn d' etwas brauchst ... hier ist das Zeug ... Und wegen dem nachtwandelnden Geist ... glaub's nur! Wenn einer beim Nachtschwärmen ums Leben kommt, dann ist er selber schuld. Drum muß er's büßen nach dem Tod!“ Wie er das sagt, eilt er schon zur Türe

hinaus. Jetzt muß er pressieren, so wie's beim Dunkel zu tun gibt!

„Ich sag's ja immer, daß du d's Zeug zu einem Pfarrer hättest!“ ruft ihm der Balz spöttisch nach. Dann rückt er den Verband auf seiner Schulter zurecht, der sich neuerdings verschoben hat und fängt wieder an zu rechnen: noch drei ... sieben Wochen ... Wahrhaftig, immer noch sieben Wochen, bis er z' Gerechtem mit den Nachtbuben laufen darf! Aber dann! ... Dann muß etwas gehen. Dann sollen sie nur alle kommen, die trockenen und die nassen, die lebenden und die toten Nachtbuben! Mit allen will er's aufnehmen.

Ein fremder Bergmann kommt ins Dorf

Mehr als knietief lag der Schnee den ganzen Winter nicht. Und nie kam es vor wie in früheren Jahren, daß der Schnee den Kindern bis an die Schultern reichte, wenn sie sich den Weg zur Schule anbahnen mußten, und daß sie vor Erschöpfung steckenblieben und mühsam durch die eigenen Spuren sich wieder heimwärts drücken mußten und das Holzseil, das jedes zur Heizung des Schultubenofens hätte mitbringen sollen, wieder auf die Holzbeige unter der Vorlaube legten. Nein, wegen der Schneelast hatten sie diesen Winter nicht zu klagen. Aber schwer, unendlich schwer lastete auf den Lauwisern die Sorge um die Nahrung für Mensch und Vieh. Alles mußte abgezählt und abgespizelt werden, daß es ausreiche bis zum Frühjahr. Und manch Familienvater, selbst wenn er vor Lauwis und seinem mächtigen Präsidenten zu den Massen zählte, rechnete dutzendmal nach, wie manchen Schübel Heu und wie manchen Korb voll Erdäpfel es wohl einmal auf seine notige Familie aus dem trockengelegten Seeboden treffen könnte.

Diese Not milderte aber keineswegs den Kampf und den immer verbisseneren und verböhrteren Haß zwischen den trockenen und den nassen Lauwisern. Mochte der Pfarrer auch Sonntag für Sonntag von der Kanzel herab seine Herde beschwören, sie solle sich doch friedlich zusammenfinden, solle sich mit Liebe zu verstehen suchen als wahre Brüder in Christo, die Trockenen konnten es nicht übersehen, daß ihnen die Nassen Zoll für Zoll ihr Werk erschwerten. Und die Nassen konnten es den Trockenen nicht verzeihen, daß sie, Rat und Willen der Gemeindebehörde zum Hohn, das Unternehmen stiernackig durchdrückten. Und wie es geht bei solchen Streitigkeiten: tausendstielig schießt in ihrem Schatten Haß und Mißverstehen auf, und aller Friedenswille wird im verworrenen Dickicht erstickt. Im Winter, wo die Lauwiser, die zur Sommerzeit auf hoher Alp die Herden hüten, so eng im Tal beisammenhockten, gedieh die Teufelsaat besonders gut. Und sie ward gar ungemütlich für das Völklein, das sonst gewohnt war, wie eine friedliche Familie Freud und Leid gemeinsam zu tragen.

Beim Baumfällen, beim Holzziehen, beim Viehhandel und beim Schnaps schmuggel: überall schieden sich die trockenen und die nassen Lauwiser voneinander. Nur Sonntags in der Kirche knieten sie noch wahllos und friedlich Seite an Seite in den Bänken und beteten gemeinsam: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“. Und alle muteten dem lieben Herrgott zu, er solle doch endlich seine unfehlbare Gerechtigkeit walten lassen und der gegnerischen Partei den Garauß machen.

Die Gründung der Aktiengesellschaft gab der Wut der Nassen noch Sporen und Peitsche. Besonders der Mattlidoktor brauste auf wie ein Feuerteufel, als er davon hörte. Zu allem Leichtsinne auch diese Schande noch! ... Der Mattlidoktor lief landauf, landab zu allen maßgebenden Herren, um sich für Ehre und Unabhängigkeit seiner Gemeinde zu wehren, und die Gründung dieser unheimlichen Gesellschaft, die sich ein Unrecht auf Lauwiserboden erwerben wollte, zu verhindern. Doch, wenn auch ob dem Eifer oft sein Kopf brannte und seine Pfeife erlosch, das „Unheil“ kam trotz allem zustand.

Nun konnte er seinen wilden Eifer nicht mehr anders betätigen als durch die Rache an den vielen trockenen Lauwisern, die in seinen Zins- und Kontobüchern standen. Als wolle er den Weibel durch Spießruten jagen, schickte er ihn den ganzen Winter hindurch zum Schätzen und Pfänden. Er wußte, daß er diesem verbissensten seiner Gegner nichts Ärgeres zufügen konnte, als ihn in seiner Amtspflicht gegen seine trockenen Freunde aufzubieten.

Geißen und Rüge und Heu und zuletzt noch den schmalen Eßtisch und das breite Ehebett mußte der Weibel seinen besten Freunden abschätzen und dem Mattlidoktor verbrieften. Wohl sahen sie ihn nur als Amtsmann kommen, denn jeder wußte, daß nur durch den Weibel gültig gepfändet werden konnte. Und wie ungern er dieses Amt ausübte, sahen sie ihm alle an. Aber dabei wußten sie doch, daß sein Drängen und Treiben zum Seeabzug die Rache des Mattlidoktors geweckt und manchen Trockenen in Nöte gebracht hatte.

Manchenorts, wo der Weibel große Not sah, half er mit den eigenen kargen Mitteln aus oder setzte sich bei einem reichen Unterländer für die dort geliehene Summe als Bürge ein. So schmolz auch sein bescheidener Wohlstand zusammen, und seine Verpflichtungen überstiegen beinahe seine Kraft.

Als das erste Aktiengeld einging, kamen allerdings ein paar Trockene, die am Seewerk zu fordern hatten, zu ihrem Geld. Und auch der Wydischreiner konnte nun seinen ungestümen Gläubiger, den Feldernaz, befriedigen, der seit jenem Nachbubenbesuch das Agathli und seinen Vater gemieden, aber um so eifriger auf Begleichung seiner Schuld bestanden hatte. Doch trotz dem Aktiengeld blieb viel Druck und Not zu Lauwis. Und alles sehnte sich mächtig nach dem Frühling, der wieder Mut und auch besseren Fortschritt am Seewerk bringen sollte.

Und nun ist der Frühling da. Im Lauwiserboden hat er den Schnee schon sauber weggeeggt. Nur in besonders schattigen Runsen hocken noch ein paar eigensinnige, weiße Flecken. Auch die Berge, die das kleine Tal umsäumen, haben die weißen Mäntel bis an die Schultern hinaufge-

zogen. Und die steilen Hänge fangen an zu grünen.

Es ist ein sonnenheller Nachmittag. Der See liegt klar und ruhig da und spiegelt mit gewissenhafter Treue die braunen Holzbauten in den mählich grünenden Matten, die ihn umsäumen.

An der Lehecke, die die steinige Straße vor dem steilen Abfall in den tieferliegenden See schützt, steht ein Wanderer. Seine Schuhe sind voll des ersten Frühlingsstaubes. Schlank und nervig steht er da. Das vollgepfropfte Felleisen an seinem Rücken scheint ihn nicht im geringsten zu belasten. Sein bräunliches, von hellrotem Haar umrahmtes Gesicht ist dem See zugewendet. In den grauen Augen schimmert ein freudiger Glanz. Welch ein Bild! Wo auf der ganzen Welt kann man so viel lieblichen Zauber in engem Rahmen vereint sehen? ... Weit, weit herum ist er schon gewandert. Aber solch ein Vermählungswunder von Berg und Wald und Himmel und See hat er noch nie erlebt.

Lange, lange steht er da und schaut. Aber allmählich steigt durch seine Freude Zweifel, schier gar Reue auf. Diese Pracht wollen sie nun wirklich zerstören? ... Solche Schönheiten soll er verderben helfen! Soll er nicht lieber wieder umkehren? Doch die Landschaft hält ihn fest. Wo Berg und Wald und See so lieblich ineinanderschmelzen, muß es viel Trautes und Liebes geben.

Klappernde Holzschuhe stören sein Nachdenken. Ein kräftiger Bursch mit einem schwer beladenen Rückenkorb kommt des Weges.

„Wie weit ist's wohl noch bis Lauwis?“ fragt der Wanderer.

„In der Lauwiser Gemeind seid ihr schon lang. Und das Dorf werdet ihr sehen, sobald ihr um den Tschorren herum seid. Noch drei Vaterunser lang, und ihr könnt alles überblicken.“

„Ihr seid wohl vom Ort und könnt mir sagen, wo ich den Gemeindevorsteher treffen kann.“

„Da braucht ihr nid weit zu gehen, wenn ihr ein wenig eilt. Grad vorhin sah ich ihn dort ins nächste Haus hinauf gehen. Da, wo der Pfad von diesem Weg abbiegt. Beim breiten Haus werdet ihr ihn treffen. Er hat eine mächtige Tabakspfeife im Mund. Daran erkennt ihr ihn

sicher. So groß ... seht!“ Er streckt seine Hände ellenweit auseinander. „Eine zweite solche Pfeife trifft ihr im ganzen Lauwis nid.“

Der Wanderer folgt dem Rat. Doch das erste Gebäude, das er auf dem schmalen Pfad erreicht, ist kaum eine menschliche Wohnung. Oben ein Heuschöber, unten ein Stall ... nein, das kann's nicht sein ... Doch da drüben, da ist ja ein Wohnhaus. Und zu oberst auf der Holztreppe, die auf die schmale Vorlaube führt, steht ein kleiner, noch junger Mann mit langen Rockschößen und einer tatsächlich großmächtigen Tabakspfeife im Mund. Jetzt lacht er gerade. Laut und hell. Und sein roter Kopf dreht sich lebhaft nach allen Seiten. Das muß ein gemütlicher Gemeindevorsteher sein!

Der Wanderer will vom Stall weg auf das Wohnhaus zu schreiten. Doch sieht er jetzt, wie der Gemeindevorsteher einen Schritt weiter hinauftut auf die Laube, und wie er einer alten Frau, die dort liegt, ein Bein zu entblößen beginnt.

Nein. Da schickt sich's wohl nicht, daß man hinzutappt. Der junge Mann bleibt an der Ecke des Stalles stehen und sieht nun, wie der Kleine, Langrockige dort oben samt der Tabakspfeife im Mund, sich kundig über das Bein der Alten neigt, wie er einen Lappen in ein Schüssföhlen taucht und damit offenbar eine Wunde wäscht.

Die Stalltüre geht auf, und ein Bauer mit einem wilden Haarschopf und ausgefranstem Kittel kommt heraus und geht mit dem Eimer in der Hand an den Brunnen. Wie er den Fremden erblickt, bleibt er mit halboffenem Mund stehen und starrt ihn an.

Dieser grüßt und fragt: „Ist der Gemeindevorsteher von Lauwis ein Arzt?“

„Jaaa. Aber mehr für d' Leut als fürs Vieh.“

„Ich muß mit ihm reden. Kommt er hieher zurück?“

„Denk wohl,“ macht der Bauer und geht mit dem gefüllten Eimer in den Stall zurück.

Der Doktor hat den fremden Burschen erblickt. Was mag das wohl für einer sein? ... Sommerzeits kommen ja viele fremde Handwerksburschen zu Lauwis vorbei. Aber jetzt, wo der Brünigpaß noch tief verschneit ist, jetzt macht keiner den weiten Weg hier herauf, er hätte denn



WINTER IN SAAS-FEE

zu Lauvis etwas zu suchen. Und wenn einer zu Lauvis etwas suchen will, so ist das dem Mattli-doktor nicht gleichgültig. Da will er überall drüber wissen, so gut wie die Beth im Hühnerstall. Dafür ist er der Gemeindepräsident von Lauvis.

Rasch legt er der Alten den Verband um und schießt dabei immer wieder hinüber zur Stall-ecke. Der soll ihm nicht entgehen! Den Eindruck eines Landstreichers macht er zwar nicht. Aber seitdem die Trockenen mit ihrem Schänderwerk begonnen haben, weiß man nie, was für Teufelspack sie noch in die Gemeinde hereinschleppen.

„Wenn die Sonne hier weggeht, müßt ihr wieder hinein in die Stube, Mutterli. Aber nid aufs Bein stehen! Unter keinen Umständen! Der Sepp und d's Trini können euch ja gut samt dem Kanapee in die Stube tragen. Adeo Mutterli! Habt schön Sorg!“

Schon stampft er übers Steinpflaster. Ob ihn der junge Mann selber anredet oder nicht, sicher wird er ihn ins Verhör nehmen.

Doch der Wanderer kommt ihm höflich entgegen, nimmt den Hut in die Hand und fragt mit einer zu Lauvis ungewöhnlichen Ehr-

erbietigkeit: „Hab ich d'Ehr, mit dem Herrn Gemeindevorsteher von Lauwis zu sprechen?“

Jetzt hat's der fremde Mann gewonnen. Freundlich nickt ihm der Mattli-doctor zu. Wer ihn so vertrauensvoll anschaut, kann nur Gutes von ihm hoffen.

„Ich bin der Andres Spier von Lugnez,“ sagt der Bursch mit leuchtenden Augen. Er wird ja längst erwartet im Dorf und kann auf herzlichen Willkomm rechnen.

„Und was wollt ihr von mir?“

Der Wandersmann staunt. Weiß er denn nicht? ... Er greift in seine Kitteltasche und holt einen Brief heraus, den er dem Mattli-doctor überreicht. „Ich komme auf dieses Schreiben hin.“

Der Mattli-doctor entfaltet und liest. Sein ohnehin schon rotes Gesicht wird noch röter. Er fängt an zu knurren und stößt etwas wie „Teufelswerkzeug“ zwischen den Zähnen hervor. Dann wirft er den Brief mit unsäglichem Verachtung dem Fremden hin. „Geht mich nichts an!“ bellt er und stampft mit hämmernenden Schritten davon, ohne sich weiter nach dem Verblüfften umzusehen.

Der Spierandres steht da, als hätte man ihn mit Leim übergossen. Was in aller Welt ist denn das? ... Warum diese Wut des sonst so freundlichen Mannes? ... Schickt man ihm dringende Briefe, daß er doch möglichst bald kommen sollte. Und hat er nach langer Wander-

schaft endlich das Ziel erreicht, so fertigt man ihn derart ab.

Er geht langsam und bedrückt den Pfad hinunter. Und bleibt dann wieder stehen und besinnt sich. Soll er zurückkehren ins Unterland, oder soll er sich doch noch dem Dorf zuwenden? Nein. Nach einem solchen Marsch kehrt man doch nicht um, ohne wenigstens volle Klarheit zu haben. Sollte es am End eine Verwechslung sein? ... Sollte man ihn gar durch einen bösen Streich hierhergelockt haben? ... Er zieht den Brief noch einmal aus der Tasche und studiert die Unterschrift. Daß die Einladung vom Gemeindevorsteher komme, heißt's allerdings nirgends. Aber warum fährt er ihn denn an wie ein Truthahn, dieser fürsorgliche und gemüthliche Arzt!

Mit schwerem Herzen wandert er die Straße hinauf, den Häusern zu, die traulich um die kleine Kirche liegen. Soll nun das alles Schwindel sein? ... Aber wie kommen sie denn dazu, draußen in Luzern und Zug, mit solchem Interesse, ja mit begeistertem Respekt von dem kühnen Unternehmen des Lauwiserseeabzuges zu reden? Wie konnte der berühmte Escher von Zürich selber sagen, wenn er ein junger Bergmann wäre, so wär' es sein Stolz, bei diesem einzigartigen Werk mitzutun. Ein solcher Mann kann doch nicht drauf ausgehen, mit einem strebsamen jungen Menschen Gulefuhr zu treiben.

(Fortsetzung folgt)

Nur ein Ton

Julie Weidenmann

Meine Seele, grosser Harfner,
ist ein Ton von deinen vielen
wundersamen Saitenklängen,
nur ein Ton in den Gesängen,
die aus deiner Harfe spielen,

Nur ein Ton! Ich fühle bebend
tief im Klange dunkles Ringen,
leises Weinen, banges Klagen,
schluchzend heisses Kinderfragen,
aber dennoch: Ton und Singen.

Vater, hilf, bevor im Schweigen
bricht des Tones müde Welle,
dass er sich aus dunkler Schwebe
nachtbefreit zum Licht erhebe,
Ausklang, Herr, in deine Helle.